

Verwundung macht das Leben aus

Boris Nikitin „Versuch über das Sterben“ in der Kaserne Basel

„Ein Coming Out ist ein Schritt ins Leben“, behauptet Boris Nikitin auf der leeren Bühne in der Reithalle der Kaserne Basel. „Wer schweigt, bleibt allein“, heißt es an anderer Stelle der Performance. Der „Versuch über das Sterben“, mit dem das Basler Haus für die Freie Szene die Spielzeit 2019/20 eröffnet, knüpft an das an, was den 1979 geborenen Kurator und Regisseur seit Jahren bewegt. Nikitin, der in Basel derzeit eine dreijährige kantonale Förderung erhält, im deutschsprachigen Raum mit Theater-Projekten und Gesprächsformaten aufhorchen lässt und 2017 den Lenz-Preis erhielt, schürft seit längerem unter den Oberflächen der Charaktermasken des Alltags nach Verwundbarkeit, befragt Realität aus der Perspektive von Verletzungen.

Der „Versuch über das Sterben“, den der 40-Jährige auf einem Stuhl vom Blatt abliest, knüpft – anders als vergangene Produktionen – an die eigene Biografie an. Ein Erzählstrang handelt vom Coming Out als Schwuler vor 20 Jahren; der andere beschreibt die Begleitung seines an der Muskelschwäche ALS erkrankten Vaters von der Diagnose bis zum Tod. Auch wenn es zunächst wenig Berührungspunkte gibt, entsteht im Lauf der 50 Minuten eine Klammer, ein Narrativ: die Verwundbarkeit des Menschen und ein über diese definierter Wirklichkeitsbegriff. Die Wirklichkeit seien „Gerüchte“, „die sich verfestigt haben“, behauptet Nikitin in der zur Performance verdichteten Lesung. Wirklichkeit nämlich mäandert für diesen Protagonisten immer zwischen Fakten und Fiktionen, ist „Rohmaterial“, wie er an einer Stelle sagt, über dessen

Ausgestaltung die Verhältnisse entscheiden. Individuell betrachtet mutet diese Realität mitunter an wie „Beton“, gerinnt zum „propagandistischen Produkt“, analysiert das thesenhaft in Schnitten montierte Pamphlet. Das Bekenntnis zu seiner lange versteckten Homosexualität schildert Nikitin als Aufbruch, als Befreiung von einem „surrealen“ Dasein, als Synchronisierung einer Welt, in der Innen- und Außenwelten auseinanderfielen. Sein Fazit: Letztlich sei jedes Bekenntnis, jede Positionierung, auch eine politische, ein Coming Out, das die Protagonisten zwar angreifbar, verwundbar mache, aber vor einem Verrat (an sich selbst) bewahre.

Beim Vater, dem er einen „naturwissenschaftlichen Bezug“ zum Körper attestiert, dessen Vermessen der Körperfunktionen ihn an Büchners „Woyzeck“ erinnert, beobachtet er einen Umgang mit der tödlichen Krankheit als etwas, „über das er bestimmen möchte“. Getrieben vom Anspruch auf Selbständigkeit – sprich Unverwundbarkeit –, scheint der Vater zunächst festgelegt zu sein auf einen begleiteten Suizid. Die Grenzen rutschen mit jeder Patientenverfügung nach hinten – vom Nicht-mehr-laufen-können über das Gefüttert-werden-müssen bis zur Intensivpflege. Wer Todkranke begleitet hat, kann das aus eigener Erfahrung bestätigen: Da verflüchtigt sich die vermeintlich harte Realität ein um das andere Mal.

Der Vater stirbt an einer banalen Infektion im Krankenhaus. Boris Nikitin verwebt diese privaten Geschichten, bei denen sich durchaus die Frage stellt, ob sie veröffentlicht werden müssen, zum

Plädoyer für ein Leben, das „man leben kann, aber nicht leben muss“, in dem sich Einzelne durch das Bekenntnis zu seiner Verwundbarkeit der Objektivierung, den außengeleiteten Rollen und Bildern entziehen und so Autonomie und unverstellte Wirklichkeit gewinnen kann. „Das Leben lernen, indem man das Sterben lernt“, nennt er das am Ende. „Es gibt kein richtiges Leben im falschen“, brachte der Philosoph Theodor W. Adorno die Entfremdungserfahrungen der Moderne im Exil in den USA in den 1940er-Jahren im Aphorismus „Asyl für Obdachlose“ auf den Punkt. Nikitin beleuchtet mit seinem „Versuch über das Sterben“ eine weitere Facette dieses weiten Feldes. **Michael Baas**



Boris Nikitin in „Versuch über das Sterben“

Weitere Termine: 14. September, 21 Uhr; 15. September, 19 Uhr.